

## Einführung in die Medienpädagogik

Ein großer Vorzug von Heinz Mosers bewährter *Einführung in die Medienpädagogik* (Erstauflage 1995) ist die gekonnte Verknüpfung der diskutierten theoretischen Positionen und Entwicklungen mit ausgewählten Beispielen sowie Reflexionen zu pädagogischen Konsequenzen. Bereits in der Einleitung entfaltet er mit den Topoi „Invasion“ vom Mars (Medienwirkungen), Geiseldrama von Gladbeck (Medienrealität und Alltag; journalistische Ethik), 11. September (Medienwirklichkeit; globalisierte Mediengesellschaft) und Prinzessin Diana (Identifikation) einen Fächer der zentralen Themen, mit denen sich das Buch beschäftigt. Und da Medienrealität und Alltag verschwimmen, ist Mosers pädagogische Folgerung die These, dass alle Erziehung auch Medienerziehung sei.

Insgesamt stellt das Buch eine sehr gute und breite Einführung in medienpädagogisches Denken dar. Positiv hervorzuheben ist die historische Perspektive, die auf Zusammenhänge hinweist und Medienentwicklungen auch als gesellschaftliche Entwicklung verdeutlicht. Dies ist in den verschiedenen Kapiteln allerdings nicht gleichermaßen durchgehalten. Beim Medien-Gewaltdiskurs wird exemplarisch nur das Fernsehen behandelt. Warum dann aber anschließend die Horrorvideostatt der aktuelleren Computer-spieldebatte?

An anderen Stellen wird der Kompromiss deutlich, den eine Aktualisierung immer mit sich bringt. So sind *Power Rangers* für Actionserien oder *Lindenstraße* für Seifenopern vielleicht

nicht die aktuellsten Beispiele, aber als ehemalige Trendsetter immerhin gut untersucht, und die Medienkompetenz der Leserschärft sich auch in der Übertragung von Wissen. Ob man mit Bezug auf die „Erlebnisgesellschaft“ (Schulze 1992) und die damals empirisch ermittelten Milieus auch heute noch den „gegenwärtigen gesellschaftlichen Wandel“ (S. 87) skizzieren kann – und ob man diesen Ansatz für die Veränderung der Beurteilung von Hoch- und Populärkultur überhaupt braucht –, frage ich mich dann doch. Auch an die Narzissmusdebatte wird in der Jugendforschung (Anfang der 1980er-Jahre) kaum mehr angeschlossen. Nun hätte man durchaus von Ziehes „Neuem Sozialisationstyp“ (1984) über Mosers folgenden Abschnitt zur „Hybridisierung von Identitäten“ einen Bogen zu neuen Computerspielen spannen können, die das Ausleben narzisstischer Persönlichkeitsanteile ja durchaus ermöglichen – dies geschieht dann jedoch nicht, zugunsten einer Einengung der These auf die zunehmende Flexibilisierung der Ich-Strukturen.

Methodische Kritik übt Moser an qualitativen Forschungsansätzen einerseits mit einem Subjektivierungsvorwurf, andererseits im Hinblick auf die Verallgemeinerbarkeit von Fällen – nach meiner Auffassung wäre das gar nicht ihr Ziel, sondern Fallverstehen oder Typenbildung (auch dies ist eine Diskussion der 1980er-Jahre, die zu einer Neubewertung geführt hat, welche Fragestellungen sich quantitativ oder qualitativ oder in Kombination besser untersuchen lassen). Zumindest hätte ich mir hier ergänzend eine Kritik auch der quantitativ ausgerichteten Forschung ge-

wünscht, denn erst aus dieser Kritik ist Anfang der 1980er-Jahre ja die qualitative Forschung erstarkt. Und vom Problem, „Interpretationen zu objektivieren“ (S. 167), ist keineswegs nur die qualitative Forschung betroffen: Daten sprechen nicht – auch quantitativ erhobene nicht. Neue Medien werden auf zehn Seiten (abgesehen vom eigenständigen Schulkapitel) eher knapp und vor allem im Hinblick auf Lernen mit dem Computer behandelt. Erinnert wird daran, dass der Computer auch in der Pädagogik zunächst als Programmiermaschine gesehen wurde. Von dieser Kultur der Kalkulation geht es dann mit Sherry Turkle zu einer Kultur der Simulation, in der Jugendliche lernen können, „Simulationen als Teil eines sinnvollen Alltags aufzufassen und nicht als Science-Fiction, die in einem Raum jenseits der alltäglichen Realität angesiedelt ist“ (S. 208), und den 1990er-Jahre-Diskussionen um multimediale Lernumgebungen. Dieses ist das einzige Kapitel, das mich enttäuscht hat, weil es nur oberflächlich aktualisiert, heute aber bereits zehn Jahre veraltet ist. Auch der Stellenwert neuer Medien in der Freizeit von Kindern und Jugendlichen wird nicht deutlich. Nicht vorwerfen kann man dem Autor, dass neueste Entwicklungen wie das Web 2.0 nicht berücksichtigt sind, da sie bei der Überarbeitung noch nicht abzusehen waren. Die digitalen Medien stellen für Moser – und mit dieser Position dürfte er zumindest in der Schulpädagogik keineswegs alleine stehen – „stärker als die audiovisuellen Medien ein Bildungsmedium dar“ (S. 213). Dagegen ließe sich einwenden,

dass auch das Fernsehen in seiner Anfangszeit als Bildungsmedium gedacht wurde (endlich eine Möglichkeit, die lesefernen Massen zu erreichen und Wissen in der Bevölkerung zu verbreiten). Zum anderen gehen die audiovisuellen Medien, die durchaus ihren Stellenwert im Bildungssystem haben (oder nach ihrer pädagogischen Eignung als Medium stärker haben könnten, als in den Bildungsinstitutionen umgesetzt), im digitalen Supermedium auf und könnten daher schlecht als Kontrapunkt dienen. Die weiterführende Frage ist daher, wie digitale Medien Bildungsprozesse unterstützen können. Um solche „Ansätze medienpädagogischen Handelns“ geht es in den drei abschließenden Kapiteln. Moser erläutert zunächst im Anschluss an Dieter Baacke das Konzept der Medienkompetenz, dann die Bedeutungskonstitution von Medienbotschaften (Encoding/Decoding-Modell) mit Bezug auf Medienbildung und den Textbegriff der Cultural Studies. Damit unterfüttert er zugleich theoretisch die pädagogischen Fragen aus der Einleitung zu primärer und medialer Wirklichkeit. Bei der schulischen Nutzung digitaler Medien verweist Moser auf die Ergebnisse der PISA-Studie, denen zufolge die Schule beim Erwerb computerbezogener Kenntnisse nur eine geringe Rolle spielt, und diskutiert Möglichkeiten (wie Medienprofile der Schulen, Medienbildungsstandards), „im IKT- und Medienbereich eine verstärkte Verbindlichkeit“ (S. 267) durch Einbettung in Schulentwicklungsprozesse zu erreichen. Hier geht es dann auch um konkrete Unterrichtsbeispiele wie Medienportfolios oder die Methode des Web-Quests. Auf eine tendenzielle Auflösung der hergebrachten

schulischen Strukturen zielt dagegen Perelmans Modell des „Microchoice“ mit seinen Bildungsgutscheinen. Abschließend plädiert Moser dafür, vom Leitbegriff „Medienkompetenz“ abzurücken, den er „als Modebegriff“ (S. 286) diskreditiert, zugunsten eines Bildungsbegriffs, der unter den Prämissen des Medien- und Informationszeitalters neu zu definieren wäre (S. 285). Kritisiert wird von Moser im Anschluss an Neuss (2000), dass Medienkompetenz begrifflich nur unscharf definiert sei, im theoretischen Gehalt unklar und „die verschiedenen Ansätze auch hinsichtlich ihrer praktischen Umsetzung unkonkret und abstrakt bleiben“ (S. 286) – nicht verwunderlich, wenn en passant zu Medienkompetenzen im Plural (also einem völlig anderen und undialektischen Kompetenzbegriff) gewechselt wird. Da ist der Leser selbstredend gespannt, wie denn nun Medienbildung eingedenk eines nicht ganz einfachen Bildungsbegriffs definiert wird. Moser verweist hier jedoch nur auf Bildung als Reflexionsbegriff und darauf, dass Medienbildung Medienkompetenzen (wiederum im Plural) voraussetze und umgekehrt sich aus Perspektive der Medienbildung begründen lasse, welche Kompetenzen zu vertiefen seien. Ein wesentlicher Unterschied zu Baackes Dialektik von kommunikativer Kompetenz und Performanz ist da für mich jenseits der Begrifflichkeiten nur schwer auszumachen.

Prof. Dr. Ralf Vollbrecht



**Heinz Moser:**  
*Einführung in die Medienpädagogik. Aufwachsen im Medienzeitalter.* Wiesbaden 2006, 4., überarbeitete und aktualisierte Aufl.: VS Verlag für Sozialwissenschaften. 313 Seiten mit 16 Abb., 22,90 Euro